

Daniel Wrana

(Inter-)Disziplinarität in der Diskursforschung

Zur Genealogie epistemischer Modelle und intellektueller Technologien

(Inter-)Disciplinarity in Discourse Studies

Zusammenfassung

Ist die Diskursforschung disziplinär oder interdisziplinär zu verorten? Ausgehend von dieser Frage wird die Perspektive umgekehrt und Disziplinarität selbst als diskursives Phänomen betrachtet. Im Beitrag wird die These entfaltet, dass Disziplinarität in diskursiven Praktiken des Wissenschaftsfeldes hervorgebracht wird und wie sie einen Einsatz im Widerstreit epistemischer Modelle und intellektuellen Technologien bildet. Eine historische Skizze der Genealogie der Erkenntnisweisen zeigt, inwiefern differente Analytiken in einem diskursiven Kampf um die Gegenstände wissenschaftlicher Forschung stehen und – am Beispiel der Diskursforschung – inwiefern Disziplinarität zu einer der Machtlinien in diesem Spiel geworden ist.

Schlagwörter: Disziplinarität, Methoden, Diskursanalyse, Diskursforschung, Wissenschaftstheorie, Wissenschaftsgeschichte

Abstract

Is discourse research a disciplinary or an interdisciplinary project? Starting from this question the perspective is reversed and disciplinarity itself is viewed as a discursive phenomenon. The paper develops the thesis that disciplinarity is produced in the discursive practices of the field of science, and examines how it is used in relation to epistemic models and intellectual technologies. A historical sketch of the genealogy of epistemologies shows the extent to which different ways of analysis stand in a discursive struggle for the objects of scientific research. In the case of discourse research, it is shown to what extent disciplinarity has become one aspect of power relations in the game of science.

Keywords: disciplinarity, methods, discourse analysis, discourse studies, science studies, epistemology

1 Zur Disziplinarität der Diskursforschung

In den Titeln von Handbüchern und Sammelbänden ist des Öfteren die Rede von einer „Linguistischen Diskursanalyse“ (Busse/Teubert 2013; Niehr 2014) bzw. „Diskurslinguistik“ (Warnke/Spitzmüller 2008; Spitzmüller/Warneke 2011), oder auch von einer „Sozialwissenschaftlichen Diskursanalyse“ (Keller u.a. 2010) oder einer „Erziehungswissenschaftlichen Diskursforschung“ (Fegter u.a. 2015). Dis-

kursforschung wird also mit zahlreichen disziplinären Markierungen versehen. Andererseits wird sie aber auch als überdisziplinärer Rahmen präsentiert, so gibt es Handbücher, Wörterbücher, Buchreihen und Zeitschriften zu einer „Interdisziplinären Diskursforschung“ (z.B. Angermüller u.a. 2014; Wrana u.a. 2014). Aber was macht eine Diskursforschung zu einer „linguistischen“ oder „erziehungswissenschaftlichen“ oder „politikwissenschaftlichen“ oder eben zu einer „interdisziplinären“? Wie ist zu erklären, dass für einen methodologischen Zugang so unterschiedliche disziplinäre Positionierungen möglich sind?

In einem ersten Zugang zur Problematik lässt sich festhalten, dass (Inter-)Disziplinarität eines methodologischen Zugangs wie der Diskursforschung meist im Rahmen von drei verschiedenen Modellen gedacht wird. (1) Eine konsequent disziplinäre Diskursforschung wäre als ein Zugang zum Gegenstand denkbar, der ohne rezeptive Beziehungen zu anderen Disziplinen auskommt. Eine Forderung nach disziplin- und damit gegenstandsspezifischen analytischen Werkzeugen taucht in den jeweiligen historischen Genesen der Disziplinen immer wieder auf. Für die Erziehungswissenschaft etwa hat Herbart (1885, S. 6) „einheimische Begriffe“ gefordert. Sie sollten die Pädagogik in die Lage bringen, sich als relativ autonome Disziplin von anderen Disziplinen durch einen spezifischen analytischen Zugang zum Gegenstand zu unterscheiden. (2) Ein zweites Modell ist, die Methodik von Forschung von interdisziplinären analytischen Werkzeugen her zu denken, während die Forschungsgegenstände wie „Gesellschaft“, „Unterricht“ oder „Semantik“ als disziplinspezifisch betrachtet werden. In einem solchen Zugang wären analytische Instrumentarien aus anderen Disziplinen rezipierbar, solange die Gegenstandskonstitution disziplinär gedacht wird. (3) Schließlich könnte sich die Diskursforschung selbst autonomisieren und eine Art eigene Disziplinarität ausbilden. In der Wissenschaftsforschung gelten eigenständige Wörterbücher, Handbücher, Einführungen, Zeitschriften und Masterstudiengänge als Kriterien einer beginnenden Disziplinbildung. All dies lässt sich für die Diskursforschung durchaus beobachten. Als Anwärtin auf disziplinäre Autonomie würde sie – wie gegenwärtig zahlreiche andere Kandidat*innen auch – mit „studies“ kombiniert und unter dem Titel „discourse studies“ firmieren.

Ich möchte in diesem Beitrag nicht das Ziel verfolgen, eine wie immer geartete disziplinäre Identität zu fordern oder zurückzuweisen, sondern vom Konzept der Disziplinarität als einheitsstiftendem Fluchtpunkt wissenschaftlicher Praxis Abstand gewinnen. Ich möchte mir vielmehr anschauen, wie Disziplinarität in einem Feld wissenschaftlichen Denkens diskursiv konstruiert wird. Anstatt also das Konzept der Disziplinarität als selbstverständlichen Ausgangspunkt zu nehmen und von hier aus eine bestimmte Weise und Typik der Diskursforschung zu bestimmen, wende ich umgekehrt die Diskursanalyse auf das Problem der Disziplinarität an, und untersuche, wie diese hervorgebracht wird. Ich untersuche das Verschieben, Transferieren und Respezifizieren von Theorien und Methoden als eine soziale diskursive Praxis und Disziplinarität als einen der Einsätze dieser Praxis.

Die Geschichte der Wissenschaften erscheint aus dieser Perspektive als Genealogie eines Terrains, auf dem sich epistemische Modelle und intellektuelle Technologien herausbilden und in einen diskursiven Kampf um die Deutungshoheit zur Analyse ihrer Gegenstände treten. In diesem, von Machtverhältnissen mitbestimmten, Feld der Erkenntnis respezifiziert sich Disziplinarität als eine der Machtlinien, an denen sich Selbstzuschreibungen und Abgrenzungen zu anderen Positionen vollziehen.

Ich möchte zunächst damit einsteigen, anhand aktueller „disziplinären Claims“ eines „Soziologen“ und eines „Linguisten“, zeigen, wie das Ziehen disziplinärer Grenzen funktioniert und wie dabei bestimmte Linien und Probleme aufgemacht werden. In solchen Claims wird implizit vorausgesetzt, dass Disziplinarität eine Grundbedingung ist, von der her Gegenstände, Theorien und Methoden gesetzt werden. Ich möchte demgegenüber eine andere Sichtweise stark machen unter der auch die disziplinären Grenzen Effekte diskursiver Praktiken sind. Was als quasi-natürlicher Gegenstand von Disziplinen erscheint. In zwei weiteren Abschnitten möchte ich zeigen, wie die historische Kontingenz dieser Setzungen im Rahmen einer Genealogie des Wissenschaftsfeldes, und des diskursiven Kampfes epistemischer Modelle und intellektueller Technologien erst dechiffrierbar wird. Im letzten Abschnitt werde ich skizzieren, wie mit disziplinäre Zuschreibungen dieses Terrain des Wissenschaftsfeldes bespielt wird.

Die von mir analysierten diskursiven Praktiken und Machtverhältnisse finden sich überall dort, wo Disziplinarität in wissenschaftlichen Debatten eine Rolle gegeben wird. Die Debatten zur Methodologie der Diskursanalyse sind insofern ein exemplarischer Gegenstand einer Analyse, die auf die Erkenntnispolitiken des wissenschaftlichen Feldes zielt.

2 Das Setzen disziplinärer Claims

Wenn Disziplinarität selbst aus diskursanalytischer Perspektive betrachtet wird, dann gilt es, die diskursiven Praktiken zu beobachten, in denen Disziplinarität hergestellt wird. Die Praktiken vollziehen sich, indem Disziplinarität bestimmt, als Instrument genutzt oder als Einsatz in Positionierungen gebraucht wird. Der Vollzug dieser Praktiken erfolgt über Äußerungen, die Bestimmungen oder Abgrenzungen vornehmen, mit denen das Feld der Diskursforschung als disziplinär strukturiertes Terrain konturiert wird. Jede dieser Äußerungen ist zugleich ein Spielzug in einem diskursiven Kampf, ob der Spielzug ‚gelingt‘, ob sich also das Terrain in der Weise strukturiert, wie im Spielzug postuliert wird, ist nie ganz vorhersehbar, sondern Resultat eines komplexen Spiels von Ereignissen und Kräfteverhältnissen. Jede Äußerung ist demzufolge im vollen Sinn ein Einsatz im Spiel, sie ist ein Claim für eine Position im umkämpften Terrain. In der exemplarischen Analyse in diesem Abschnitt möchte ich mir die Positionierungen resp. Claims zur Disziplinarität der Diskursforschung eines „Soziologen“ und eines „Linguisten“ anschauen. Es geht mir nicht um eine Auseinandersetzung mit den beiden Autoren, sondern um die allgemeinere Frage der Funktionsweise des Setzens disziplinärer Claims. Ich nenne daher keine Namen und setze noch die beiden Wörter „Soziologe“ und „Linguist“ in Anführungszeichen, denn es handelt sich um Identitätszuschreibungen mit disziplinären Prädikaten, die ihrerseits konstruiert sind und eine bestimmte diskursive Positionierung erst eröffnen und möglich machen.

Der schmale Band „Einführung in die Diskursforschung“ (Keller 2013) ist erstmals 2001 und dann in mehreren Auflagen beim VS-Verlag erschienen. Die ersten 60 Seiten bieten einen Überblick über verschiedene Ansätze der Diskursanalyse. Angeführt werden in den Überschriften und damit im Inhaltsverzeichnis sichtbar nacheinander: „Discourse Analysis“, „Diskurslinguistik“, „Critic-

cal Discourse Analysis“, „Kulturalistische Diskursforschung“, „Wissenssoziologische Diskursanalyse“ und schließlich „Weitere disziplinäre Entwicklungen“. Es fällt auf, dass die Benennungen der Ansätze meist entweder disziplinäre („Diskurslinguistik“, „Wissenssoziologische Diskursanalyse“) oder transdisziplinäre Markierungen („Kulturalistische Diskursforschung“, „weitere disziplinäre Entwicklungen“) enthalten. Die „Discourse Analysis“ und die „Critical Discourse Analysis“ hingegen werden national/sprachraumbezogen markiert, indem die spezifizierende Differenz durch die Sprache hergestellt wird, in der diese Ansätze formuliert sind.

Im Abschnitt „Wissenssoziologische Diskursanalyse“ wird ein bestimmter, in seinen Theoriereferenzen positionierter Ansatz dargestellt und klar als disziplinär soziologischer Einsatz markiert. Dazu konkurrierende Ansätze (z.B. Diaz-Bone 2010, 2011), die ebenso eine Diskursanalyse mit Fokus auf „Wissen“ und klar disziplinär soziologischer Verortung vertreten, werden nicht unter „Wissenssoziologie“, sondern unter „Kulturalistische Ansätze“ gelistet, also mit einem transdisziplinären Marker versehen. Insofern „Wissenssoziologie“ zu einer Markierung für einen bestimmten Ansatz und eine bestimmte theoretische Verknüpfung (von Michel Foucaults Diskurstheorie mit der sozialphänomenologischen Hermeneutik) wird, laufen disziplinpolitische und theoriepolitische Positionierungsstrategien ineinander. Abschließend wird von „Weiteren disziplinären Entwicklungen“ berichtet; hier werden Politikwissenschaft, Erziehungswissenschaft und Humanographie behandelt, die jeweils über ihre Gegenstände bestimmt und als rezipierende Wissenschaften gefasst werden.

Diese Darstellung des Feldes der Diskursforschung entwirft ein Terrain, auf dem zwei relevante Disziplinen im Widerstreit um die methodologische Orientierung in der Diskursforschung stehen: Linguistik und Soziologie. Die übrigen Disziplinen sind dieser Differenz nachgeordnet. Prozessiert wird die disziplinäre Leitdifferenz etwa im Kontext der Diskussion des Forschungsprozesses: „Der wesentliche Unterschied zwischen sprach- und sozialwissenschaftlicher Diskursforschung besteht in den disziplinär bedingten unterschiedlichen Forschungsinteressen. Die Analyse der sprachlichen oder zeichenförmigen Ebene von Diskursen ist für die sozialwissenschaftliche Diskursforschung nur ein Bestandteil ihrer Fragestellungen; hinzu kommt die Analyse der Akteure und Prozesse, die einen Diskurs erzeugen, reproduzieren oder bestreiten, die Untersuchung der Situationen und Kontexte der Diskursproduktion sowie die Frage nach dem Verhältnis von Diskursen, Ereignissen und unterschiedlichsten sozialen Praktiken – also Ebenen im ‚Außerhalb‘ der Textkorpora“ (Keller 2013, S. 69). Den Sprachwissenschaften wird also zugeschrieben, auf die Textkorpora fixiert zu sein, der um das Soziale erweiterte Gegenstand „Diskurs“ wird der Soziologie zugerechnet und es wird ihr exklusiver Zugang zu diesem Gegenstand proklamiert.

Zu diesen Claims eines „Soziologen“ möchte ich einige Aussagen eines „Linguisten“ kontrastieren. „Wohl in allen oder den meisten dieser Disziplinen wurde Diskursanalyse von Anfang an als interdisziplinäres Unterfangen begriffen. [...] Nachdem die Diskursanalyse heute einen erstaunlich breiten Entwicklungsstand erreicht hat, scheint aber ein integrativer Ansatz trotz der weit überdurchschnittlichen Bemühungen um interdisziplinären Austausch weiter entfernt als je zuvor. Es macht den Anschein, als hätten sich die Disziplinen in ihrem Zugriff auf den prekären Gegenstand ‚Diskurs‘ methodisch eher auseinanderentwickelt als aufeinander zu bewegt“ (Busse 2015, S. 227). Mit Bezug auf Foucault wird festgehalten, dass dieser die von ihm erstmals beschriebene Ebene der Diskurse als eine

begriffen habe, die „zwischen dem Denken und der Sprache“ (ebd.) liege. Dieses Zwischen könne aber nur die „Ebene des Sozialen im Wechselspiel von Denken, Sprache, Wissen und deren gesellschaftlichen Bedingungen“ sein (Busse 2015, S. 228). Es liege daher „auf der Hand, dass eine Diskursanalyse im Sinne Foucaults – solchermaßen bestimmt – nicht aus der Perspektive einer einzelnen der hier angesprochenen und/oder von ihr berührten wissenschaftlichen Disziplinen bzw. Fächer allein das ganze Spektrum der von ihm angedachten Aspekte erschöpfend erforschen kann. Sie ist notwendigerweise interdisziplinär, transdisziplinär, fächerübergreifend, oder gar Fächergrenzen sprengend“ (ebd., S. 229).

Während also von der soziologischen Position für eine disziplinäre Besetzung des Terrains plädiert wird, in der der Zugriff auf das Soziale der Soziologie vorbehalten bleibt, wird von der linguistischen Position das Soziale als ein „Zwischen“ postuliert, das verschiedene disziplinäre Terrains verbindet. Die Diskursforschung sei insofern konstitutiv interdisziplinär.

Im weiteren Verlauf des Beitrags stellt der „Linguist“ allerdings fest, dass die eigentlich notwendige und gar konstitutive Interdisziplinarität nicht funktioniere und zwar, weil die disziplinär sozialisierten Akteure nicht die Anstrengung unternehmen, die anderen Disziplinen wirklich zu verstehen (Busse 2015, S. 250). Dies führe dann zu einem entscheidenden Faktor für das Scheitern interdisziplinärer Zusammenarbeit: „Man könnte ihn ‚Disziplinen-Eifersucht‘ nennen. Er liegt immer dann vor, wenn die VertreterInnen zweier akademischer Fächer (oder Teil-Fächer) der Meinung sind, dass ein bestimmter Gegenstand (ein Theoriebereich) zu den ‚ureigenen‘ Gegenständen (oder Theorien) gehöre, von denen ‚die Anderen‘ gefälligst ihre Finger zu lassen haben. Die Wissenschaftsgeschichte ist durchzogen von solchen Abgrenzungstreitigkeiten“ (ebd., S. 251). Auch in dieser Perspektivierung auf friedfertige Koexistenz der Disziplinen und auf pluralen Zugang zu den Forschungsgegenständen gilt jedoch die Voraussetzung, dass die disziplinären Differenzen konstitutiv für die Standpunkte der Akteur*innen sind. Auch die Aufforderung zur Verständigung setzt nicht außer Kraft, dass die disziplinären Grenzen als den diskursiven Kämpfen vorgängig betrachtet werden.¹

Ich möchte im Folgenden Argumente für eine Umkehrung dieser Voraussetzung sammeln und stark machen, dass noch die disziplinären Grenzen ein Effekt diskursiver Praktiken der Konstitution des Wissenschaftsfeldes sind. Dazu gilt es, noch die Formierung von Begriffen und Methoden und somit auch von disziplinären Grenzen als durch Machtverhältnisse hervorgebracht und von Machtverhältnissen durchzogen zu verstehen. Für die Analyse der Machtgebundenheit (und damit „Unreinheit“) von Erkenntnis hat Walter Seitter im Anschluss an Foucault den Begriff der Erkenntnispolitik geprägt (vgl. Foucault 2012; Seitter 1985). Die Betonung der erkenntnispolitischen Dimension, so Norbert Ricken, zielt auf die „produktiven Strategien der Wahrheitsproduktion“ (Ricken 2011, S. 12). In diesem Sinne sollen im Folgenden disziplinäre Grenzziehungen als ein Moment dieser wahrheitsproduzierenden Strategien betrachtet werden.

3 Im Widerstreit der Erkenntnisweisen

Einen ersten Zugang zu den Praktiken der Wahrheitsproduktion im Wissenschaftsfeld soll ein Blick zurück in die soziologische „Einführung in die Diskursanalyse“ eröffnen. Dabei zeigt sich, dass es neben den disziplinären noch weitere, mit diesen in Beziehung stehende Abgrenzungslinien gibt. Im Abschnitt „Diskursforschung ist Interpretationsarbeit“ heißt es: „Diskursanalyse ist immer und notwendig ein Prozess hermeneutischer Textauslegung [...]. Die Auseinandersetzung um die Methoden der Diskursforschung war zunächst durch strukturalistische Attacken gegen ‚die‘ Hermeneutik und einen damit explizit verknüpften Überlegenheitsanspruch standardisierter Analyseverfahren meist linguistischer bzw. lexikometrischer Herkunft gegenüber den ‚unkontrollierten‘ hermeneutisch-interpretativen Vorgehensweisen geprägt“ (Keller 2013, S. 76).

Mit diesem Claim wird eine Narration entfaltet. Die Hermeneutik tritt als zentrale Akteurin auf, sie war bereits „da“ in einem ihr angestammten Bereich der Diskursforschung, wurde dann aber angegriffen („strukturalistische Attacken“) und ihr ursprünglichen Recht auf die Deutungshoheit zur Praxis der Interpretation wurde ihr streitig gemacht. Dem angreifenden Strukturalismus wird zugewiesen, linguistischer Herkunft zu sein, womit die beiden Differenzlinien Soziologie vs. Linguistik und Hermeneutik vs. Strukturalismus konnotiert werden. Im Anschluss an diese Passage wird die wissenssoziologisch-rekonstruktive Hermeneutik als rettende Lösung in dem Konflikt anempfohlen: Sie hat einen angemessenen Gegenstandsbezug, da sie hermeneutisch ist, kann aber zugleich als hinreichend fundiert gelten, um den strukturalistischen „Attacken“ standzuhalten, die der Hermeneutik mangelnde Wissenschaftlichkeit vorwerfen. „Da es der Diskursanalyse vor allem um Textauswertung geht, bietet sich der Anschluss an die wissenssoziologisch-rekonstruktive Hermeneutik an. In diesem Sinne sind die nachfolgenden Vorschläge zu verstehen. [...] In der Sozialwissenschaftlichen Hermeneutik wurden in den letzten Jahrzehnten verschiedene Ansätze des methodisch kontrollierten interpretativen Vorgehens der Textanalyse entwickelt. Dazu zählen die Dokumentarische Methode der Interpretation, die Objektive Hermeneutik, Formen der Deutungsmusteranalyse, Anwendungen der grounded theory, konversationsanalytische Ansätze u.a.“ (Keller 2013, S. 77). Diese theoriepolitischen Claims eröffnen eine doppelte Frontstellung. Zu der Forderung nach einer disziplinär einheimischen Gegenstandskonstruktion kommt eine Forderung nach einer spezifischen analytischen Technologie. Die disziplinären Claims werden mit den theoretisch-analytischen Claims eng verknüpft.

Ausgehend von solchen Claims lassen sich zwei Ebenen der epistemologischen, methodologischen und disziplinären Auseinandersetzungen unterscheiden. Zum einen die Kämpfe um Legitimität bestimmter Zugangsweisen, zum anderen die Entwicklung intellektueller Technologien, denen eine gegenstandskonstitutive Kraft zukommt. Beide Ebenen wurden in der Geschichte der Kämpfe im Wissenschaftsfeld eng miteinander verknüpft. In der folgenden Rekonstruktion wird sich zeigen, dass der Streit um die Erkenntnisweisen ein wesentliches Moment der Etablierung von Disziplinen ist. Die jeweiligen Erkenntnisinstrumentarien, die epistemischen Modelle und analytischen Raster sind zugleich die Mittel, mit denen um Disziplinarität gekämpft wird und ein Gut, um das dabei gekämpft wird.

Ein Blick auf den Entstehungsprozess der disziplinären Felder verweist in die alte Universität, die zeigt die bis ins 18. Jahrhundert aus den drei Fächern Theo-

logie, Jura und Medizin bestand. Die Philosophische Fakultät fungierte als „Dienstleisterin“ für die allgemeine methodische Grundbildung und war den Fächern untergeordnet. Am Ende des 18. Jahrhunderts jedoch haben sich neue Wissenschaften aus der Philosophischen Fakultät heraus entwickelt, die ihrerseits expandiert ist und sich intern ausdifferenziert hat. Es bildeten sich nach und nach eigenständig werdende Professuren, Seminare und Institute und universitätsübergreifend Disziplinen (vgl. Stichweh 1984; Rüegg 2004). Die Naturwissenschaften waren in diesem Etablierungsprozess sehr erfolgreich und haben bald eigene Fakultäten gegründet. Als ihren speziellen Zugang zum Gegenstand markierten sie die Erklärung von Naturphänomenen durch allgemein und übersituativ gültige Naturgesetze, die es zu entdecken galt. Diese Erkenntnisse erlaubten auch die Prognose von Naturphänomenen und deren technische Anwendung und Entwicklung. Der Erfolg der naturwissenschaftlichen Disziplinierungen lässt sich kaum von den Fortschritten der technischen Modernisierung aller Lebensbereiche trennen.

Das epistemische Modell der Naturwissenschaften, auf exakte Weise erklärende und zugleich technisierbare Natur-Gesetze zu bestimmen, forderte auch andere Wissensgebiete heraus, sich als „wissenschaftliche“ neu zu konstituieren, d.h. dieses erfolgreiche epistemische Modell zu adaptieren. Die verbreitete Auffassung, dass die naturwissenschaftliche Methode die einzige wissenschaftliche Methode sei und daher auch auf die nicht natürlichen, sondern „menschlichen“ Gegenstände wie Psyche und Gesellschaft angewendet werden müsse, wurde am prominentesten von John Stuart Mill (1873) vorgetragen. Valide wissenschaftliche Erkenntnis besteht gemäß dieser Argumentation grundsätzlich aus nomologischen Aussagen, die einer experimentellen Überprüfung standgehalten haben. Aus dieser Perspektive wurde die Forderung nach einer allgemeinen Methodologie der Wissenschaften, nach einem epistemischen Modell, einem Erkenntnisinstrumentarium, das für alle Disziplinen Geltung hat, formuliert.

Demgegenüber haben andere Fächer wie Geschichte und Germanistik, die sich innerhalb der philosophischen Fakultät ausdifferenzierten, begonnen, sich nicht nur über andere Gegenstände zu definieren, sondern auch über ein von den Naturwissenschaften differentes epistemisches Modell. Mit nicht geringerem Selbstbewusstsein wurde von diesen Fächern die Eigenlogik des Menschlichen als disziplinär und zugleich epistemisch ureigener Gegenstand angerufen. So proklamierte etwa Jakob Grimm auf dem Germanistentag von 1846: „Unsere Naturforscher zählen die Blätter und Staubfäden zahlloser Kräuter, ordnen unendliche Reihen aller Geschöpfe; was ist aber erhebender und betrachtungswerther als das Wunder der Schöpfung, das über die ganze Erde sich ausbreitende Menschengeschlecht, das eine überreiche Geschichte seiner Entfaltung und seiner Thaten aufzuweisen hat?“ (Grimm 1871, S. 344). Für die Geschichtswissenschaft postulierte Droysen Mitte des 19. Jahrhunderts, dass diese im Unterschied zu den Naturwissenschaften nicht nach logisch-kausalen Gesetzen in der Geschichte suche, um das Spätere aus dem Früheren zu „erklären“, sondern dass sie den sittlichen Gehalt der Geschichte in Freiheit und Verantwortlichkeit „verstehen“ wolle (Droysen 1868, S. 19). Die neuen Wissenschaften suchen nach einer Weise der Gegenstandskonstruktion mit der sie sich von den etablierten und als dominant und mächtig empfundenen Naturwissenschaften abgrenzen können.

Im Übergang zum 20. Jahrhundert wurden diese epistemischen Modelle expliziert, ausgearbeitet und zu einem eigenen Gegenstand philosophischer Reflexion. Heinrich Rickert fasste in einem Vortrag 1899 vor der neu gegründeten „Kultur-

wissenschaftlichen Gesellschaft“ in Freiburg im Breisgau als Kern der naturwissenschaftlichen Methode, dass sie das Individuelle und Besondere nur beobachte, um es unter allgemeine Begriffe zu fassen, sie ordne „alle Objekte allgemeinen Begriffen, womöglich Gesetzesbegriffen“ (Rickert 1899, S. 32) unter, sie verfare subsumptiv. Die Kulturwissenschaften hingegen würden sich mit den individuellen und besonderen Ereignissen und Handlungen befassen, die gerade nicht auf einen allgemeinen Begriff gebracht, sondern in ihrer Besonderheit rekonstruiert werden müssen.

Ähnliche Überlegungen formulierte etwa zeitgleich Wilhelm Dilthey. Rickert und Dilthey formulierten je eine Variante des Satzes, dass die Natur zu „erklären“, das „Seelenleben“ aber zu „verstehen“ sei (vgl. Rickert 1899, S. 42; Dilthey 1990[1894], S. 144). Die beiden Claims unterscheiden sich aber deutlich. Die Differenz wird schon in der Wahl des Sammelbegriffs für die gegenüber den Naturwissenschaften „anderen“ Wissenschaften deutlich: „Geisteswissenschaften“ oder „Kulturwissenschaften“. Die Claims unterscheiden sich auch wesentlich im Gegenstandsverständnis, das von beiden Autoren am Beispiel der Psychologie diskutiert wird. Dilthey argumentiert, dass eine naturwissenschaftlich verfarende Psychologie ihren Gegenstand verfehlt, sie sei daher durch eine geisteswissenschaftliche zu ersetzen, deren Erkenntnisweise sich der „Natur ihrer Objekte anschmiegt“ (Dilthey 1990[1894], S. 143). Rickert hingegen betrachtet ein Erklären der Psyche aufgrund übersituativ gültiger Begriffe und Gesetze als durchaus angemessenes und auch notwendiges Verfahren. Nur das historisch und situativ individuelle Handeln müsse „verstanden“ werden, und dieser zweite Bereich sei nun Gegenstand der Geschichte und bzw. einer „historisch“ verfarenden Psychologie. „Erklären wollen wir die Natur des psychischen Seins, indem wir nach seinen allgemeinen Gesetzen suchen, das Seelenleben in der Geschichte aber wollen wir verstehen, indem wir es in seinem individuellen Verlauf nacherleben“ (Rickert 1899, S. 42). Während Dilthey also einen Gegenstand unterstellt, der eine dem wissenschaftlichen Zugriff vorgängige Eigenstruktur hat, was ein epistemisches Modell erfordert, das diesem Gegenstand angemessen ist, geht Rickert von einer legitimen Differenz und Pluralität der Erkenntnisweisen aus. Ein bestimmter Gegenstand kann und soll mit verschiedenen Methodologien untersucht werden.

Die in Differenz zu den Naturwissenschaften stehenden „anderen Wissenschaften“ finden bei Dilthey ihre Einheit über den „Geist“, also ein Prinzip der Innerlichkeit, während sie diese Einheit bei Rickert über die „Kultur“, also ein Prinzip der Äußerlichkeit finden. Für Rickerts Vorschlag, diese Wissenschaften als „Kulturwissenschaften“ zu begreifen ist entscheidend, dass jedem Objekt der Kultur ein „Werth“ beigemessen wird, diese Wertigkeiten und Wertungen gilt es zu untersuchen. Für Diltheys Vorschlag, sie als „Geisteswissenschaften“ zu begreifen, ist entscheidend, dass jedes Objekt der Kultur eine Objektivation eines Subjektiven ist, dass es qua Wissenschaft in den Objekten verstehend wiederzubeleben gilt. In diesen Varianten zeichnen sich zwei epistemische Modelle ab, die den Naturwissenschaften als Alternativen entgegentreten. Auch wenn beide das „Verstehen“ präferieren und den individuellen Fall gegenüber den allgemeinen Gesetzen hervorheben, soll menschliches Handeln in der einen Variante auf die Innerlichkeit eines Subjekts zurückgeführt werden, während es in der anderen Variante von der Äußerlichkeit kultureller Strukturen und Praktiken her gedacht wird.

Mit den Claims an der Wende zum 20. Jahrhundert, die eine neues und eigenes Erkenntnisinstrumentarium für die „anderen“ Wissenschaften fordern, geht es um mehr als um den Streit um methodologische Ansätze, es handelt sich viel-

mehr um ein wesentliches Moment in der Konstitutions- und Differenzierungsphase desjenigen Feldes, das man Geisteswissenschaften, Sozialwissenschaften oder Kulturwissenschaften nennt. Anhand der Präferenz für bestimmte epistemische Modelle werden Gegenstände auf eine bestimmte Weise konstituiert. Mit dem Hegemonialwerden einer bestimmten Gegenstandskonstruktion werden scheinbar feste Verknüpfungen von epistemischen Modellen, Gegenstandskonstruktionen und Disziplinen postuliert.

Die Frage nach der Methodologie lässt sich insofern als Frage nach dem intellektuellen Instrumentarium betrachten, nach der Weise, in der die Gegenstände der Wissenschaften intelligibel gemacht werden, sowie nach dem Typus von Rationalität, der diese Intelligibilisierung leitet. Für die Soziologie markiert der sogenannte Werturteilsstreit, im Zuge dessen ihre methodische Selbstvergewisserung erfolgte, zugleich den Gründungsmoment der Fachgesellschaft für Soziologie und ihrer Ausdifferenzierung aus dem „Verein für Sozialpolitik“, der sich dann zu einer Fachgesellschaft der neuen Disziplin der Volkswirtschaftslehre weiterentwickelte (vgl. Ramstedt 1988). In der Psychologie hingegen bildete sich früh eine starke Fraktion, die sich an der Methodologie der Naturwissenschaften orientiert hat und deren Forderung nach einer universellen Methode umsetzte. Zwar gab es auch eine geisteswissenschaftliche Fraktion sowie die Gestaltpsychologie, aber die Orientierung an dem epistemischen Modell der Naturwissenschaften setzte sich in der akademischen Psychologie im 20. Jahrhundert fast vollständig durch und verdrängte zuletzt noch die Psychoanalyse. In der Erziehungswissenschaft ist es umgekehrt. Während Fraktionen mit Option für eine am naturwissenschaftlichen Modell orientierte Methodologie der Erziehungswissenschaft und eine Fraktion mit geisteswissenschaftlich-hermeneutischer Methodologie zunächst parallel existierten, setzte sich die geisteswissenschaftliche Fraktion in der Weimarer Republik hegemonial und erarbeitete eine Pädagogik auf der Basis des hermeneutisch-lebensphilosophischen Ansatzes Diltheys (ausführlich Forneck/Wrana 2005, S. 36 ff.). Die geisteswissenschaftliche Pädagogik prägte dann auch den Topos von der „Autonomie der Pädagogik“, mit dem eine diskursive Strategie verbunden war, die Disziplin der Erziehungswissenschaft als einen eigenen abgesteckten Bereich zu konstituieren, der sich über einen Bezug zur Theorie, einen Bezug zur Methodologie und einen Bezug zur Profession in einem Gegenstandsfeld so autonomisiert, dass er nicht mehr von anderen Disziplinen rezeptiv abhängig ist (Blochmann/Nohl/Weniger 1930).

Insgesamt zeigt sich folgendes Bild: Disziplinäre Grenzen entstehen in recht komplexen Prozessen vor dem Hintergrund von Machtverhältnissen und Kämpfen. Es geht dabei um Reputation, Forschungsgelder, Lehrstühle und Institute. Man könnte der Versuchung erliegen, diese wissenschaftshistorischen und wissenschaftssoziologischen Aspekte als notwendiges Übel zu betrachten, im Gegenzug aber zu postulieren, dass die eigentliche wissenschaftlich-fachliche Debatte davon unabhängig sei, dass diese einer unbestechlichen Rationalität folge, die sich als Wahrheitsgarant über die Unbilden des sozialen Zusammenhangs erhebt. Aus einer machtanalytischen Perspektive lässt sich diese Strategie der Reinigung des wissenschaftlichen Diskurses aber kaum halten. Vielmehr setzen sich die diskursiven Kämpfe im Terrain des „eigentlichen“ wissenschaftlichen Spiels fort, hier wird um Methodologien und um intellektuelle Techniken gekämpft und damit auch um differente Gegenstandsformierungen und den legitimen bzw. exklusiven Zugriff auf Gegenstandsbereiche und diese werden wiederum zu Mitteln im Kampf um disziplinäre Grenzen und Ressourcen. Gegenstände und Techniken

werden zu Einsätzen im doppelten Sinn: sie sind umkämpftes Gut und zugleich ein Mittel im Kampf. Sie werden dabei in dem Maße, in dem sie im historischen Prozessieren dieses Spiels disziplinär werden, so formiert, dass sie als quasi-natürliches Proprium einer Disziplin erscheinen. Mit diesem machtanalytischen Blick lässt sich der innerwissenschaftlich postulierte und als unbefragbar deklarierte Zuständigkeitsanspruch problematisieren, mit dem das Soziale als Gegenstand der Soziologie, die Sprache als Gegenstand der Linguistik oder das Pädagogische als Gegenstand der Erziehungswissenschaft reklamiert wird. In diesem Sinn möchte ich im Folgenden einige Aspekte der Genese der intellektuellen Technologien der Erkenntnisproduktion beschreiben.

4 Die Genese der intellektuellen Technologien

Im Kampf der „anderen“ Wissenschaften gegen die Naturwissenschaften um ein eigenes epistemisches Modell war in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die intellektuelle Technologie der Hermeneutik am erfolgreichsten, von der her sich die disziplinäre Identität der „Geisteswissenschaften“ bildete. Im Übergang zum 20. Jahrhundert wurde aber neben der interpretativen und der quantifizierend-nomologischen Erkenntnistheorie eine dritte intellektuelle Technologie bedeutsam: die strukturelle Erkenntnisweise. Diese wird in den Darstellungen der Wissenschaftsgeschichte der Disziplinen eher weniger beachtet, meist wird die Binarität von Natur- und Geisteswissenschaften, von qualitativen und quantitativen Methodologien, von nomologischen und idiographischen Zugängen oppositionell scharf gestellt. Die dritte Perspektive zeichnete sich aber bereits bei Heinrich Rickerts Bestimmung einer „alternativen Alternative“ zu Diltheys Hermeneutik der Innerlichkeit ab. Um die Disziplinarität der Diskursforschung zu betrachten, ist die Beachtung der Relation dieser drei intellektuellen Technologien weiterführend. Im Folgenden soll auf die Genealogie der Beziehungen zwischen der hermeneutischen und der strukturalen Technologie fokussiert werden, die für die Diskursforschung besonders relevant ist.²

Die Geschichte der intellektuellen Technologien kann man mit den frühen Hochkulturen beginnen lassen, in denen sich Praktiken des Schreibens entwickelt haben: Aufschreibesysteme, wie Friedrich Kittler (2003) sie nannte. Diese ermöglichen nicht nur die Entstehung der Literatur, sondern auch, überdauernde Ordnungen hervorzubringen, um komplexere ökonomische und soziale Zusammenhänge zu verwalten (vgl. Vernant 1982). Die Erkenntnistheologien haben eine Welt ordnende und intelligibilisierende Funktion, die keineswegs auf die Wissenschaften beschränkt ist. Der Gegenstandsbereich, der später von diskursanalytischen Ansätzen bespielt wird, wurde insbesondere von zwei Technologien vorgebahnt, die beide in der Antike entstanden sind: der hermeneutischen Textauslegung und der strukturalen Analytik der Rhetorik.

Die Techniken der Hermeneutik wurden erstmals anhand der Auslegung der Bibel ausgearbeitet. Am Anfang stand die Entdeckung, dass ein Text neben dem wörtlichen, für jeden direkt erkennbaren Sinn, einen verborgenen Sinn haben kann, der nicht unmittelbar und nicht jedem zugänglich ist. Die Hermeneutik trat nun als jene Kunstlehre auf, die den „Hintersinn“ aufzudecken vermag (Gadamer 1993[1986]: 94). Sie war dabei nicht einfach eine Kunst der Deutung, sondern zu-

gleich ein Instrument der Durchsetzung von Wahrheit, wie ihre Rolle in der biblischen Exegese zeigt. Sie versetzte die katholische Kirche in die Lage, häretische von orthodoxen Auslegungen zu unterscheiden und so die Wahrheit der Interpretation zu bestimmen, zu monopolisieren und durchzusetzen.

Das Entstehen der strukturalen Erkenntnistheorie ist nicht weniger an die Herausbildung von Machtverhältnissen gebunden. Die „Rhetorik“ war fast 2.000 Jahre lang sowohl die Basis schulischer und universitärer Bildung als auch Propädeutik der Wissenschaften. Roland Barthes (1988) begreift die „alte Rhetorik“ als erste Version einer angewandten Diskursanalyse. Sie bilde ein Ensemble von Kunstregeln, um die Zuhörenden eines Diskurses zu überzeugen und Wahrheiten durchzusetzen; sie sei – so Barthes – zugleich eine Wissenschaft, die die von ihr gebrauchten Phänomene beschreibt und klassifiziert; zudem sei sie eine Praxis sozialer Differenzierung, da sie den herrschenden Klassen erlaube, den Zugang zum machtvollen Sprechen zu regulieren. Die Rhetorik achtet auf die Formen der Rede: Argumentationsweisen, Metaphoriken, Narrationstechniken usw. Diese „Figuren“ sind Instrumente, die dazu genutzt werden können, die anderen zu überzeugen oder ihre Überzeugungskünste zu widerlegen. Ihre Entstehung bei den Sophisten ist nicht zu trennen von der Geburt eines juristischen Systems, in dem es um die argumentative Beilegung von Rechtsstreitigkeiten geht.

Zunächst einmal waren die Gebiete der Rhetorik und der Hermeneutik voneinander getrennte Bereiche. Die Hermeneutik interessierte sich nicht für die rhetorischen Figuren und die Rhetorik nicht für die Textauslegung. Das ändert sich mit der Reformation und zwar in der Auseinandersetzung katholischer und reformierter Theologen. Martin Luther lancierte mit dem Streitspruch „sola scriptura“ eine Kritik an der hermeneutischen Praxis, die der Kirche zum Machterhalt diene. Katholische Theologen reagierten mit einer Flut von Schriften, die beweisen sollten, dass die Bibel deutungsoffen sei und daher der Interpretation im Sinne einer katholischen Tradition bedürfe. Matthias Flacius Illyricus – einer der wichtigsten protestantischen Theologen – hat hierauf eine raffinierte Antwort parat: Wenn die katholischen Gelehrten die Bibel nicht verstehen, dann liege dies nicht an der Deutungsoffenheit der Schrift, sondern an ihrer unzureichenden Methode. Flacius (1976[1567], S. 49) schlägt eine ganze Werkzeugkiste an interpretativen Instrumenten vor: Man könne das Genre bestimmen, in dem gesprochen wird, eine Technik wie die Paraphrasierung verwenden usw. Er schöpft aus dem Wissen über Sprachproduktion und die Materialität der Sprechpraxis, das die Rhetorik über Jahrhunderte entwickelt hat. Mit diesem rhetorischen Wissen lässt sich die Formiertheit der Rede beschreiben und die so gewonnenen formalen Erkenntnisse sollten dann in der Interpretation mit dem Kontext des Bedeutungsgegens in Bezug gesetzt werden. In diesem Zwischenschritt bestand die hermeneutische Methode bis zum Ende der Aufklärung.

Mit Flacius Konzept von 1567 wird die Hermeneutik auf eine neue, struktural Basis gestellt und anhand des rhetorischen Wissens über die wahrheitskonstitutiven Formen der Sprache reformuliert. Während die katholische Exegese die Wahrheitsgarantie der Heiligen Schrift im offenbarenden Gott sah, in einer Art „Super-Subjekt“, dessen Botschaft es hinter der opaken Oberfläche der Texte deutend zu erkennen galt, ging die reformierte Exegese nach einer rational bestimmbaren Analytik vor. Eine Interpretationstechnik, die anhand von Verfahren, Methoden und Rastern ihren Gegenstand seziiert tritt zu einer, die auf die Intuition der Deutung setzt in Kontrast. Diese alternative Erkenntnisweise wird im Streit

der Konfessionen zu einem erkenntnispolitischen Moment, sie wird zu einer Praktik der kritischen Wahrheitsproduktion, die sich als neue und andere Form der Rationalität gegen die qua Wissen stabilisierte Herrschaft der Kirche auflehnt.

Während die Hermeneutik der Aufklärung zunächst an diese intellektuelle Technologie anknüpfen wird, verschiebt sich das Verhältnis der struktural-rhetorischen und der hermeneutischen Erkenntnisweise in den Interpretationstechniken erneut. Mit der Individualisierung und Psychologisierung der Interpretation kommt es zu einer Gegenbewegung, in der die Intuition und die Orientierung an einem Subjekt wiedereingeführt werden (Grondin 2012, S. 19). Stichwortgeber dieser Transformation sind Johann Gottfried von Herder und Friedrich Schleiermacher. Das Individuum als Träger*in von Handlung, als Gestalter*in von Lebensverhältnissen zu begreifen, ist eine Sichtweise, die erst mit der Renaissance und der Aufklärung nach und nach zu einer historischen Erfahrung und zu einem Muster der Selbstbeschreibung wurde. Es war nun Herder (1994[1778]), der diese Entwicklung weiterführte, indem er das Subjekt als Referenzpunkt von Lesarten konzipierte: Man solle „mehr im Geist des Urhebers, als im Buch“ lesen und dessen Leben als „den besten Commentar seiner Schriften“ betrachten. Das Lesen sei eine „Divination in die Seele des Urhebers“ (Herder 1994[1778], S. 208). Friedrich Schleiermacher hat in seinen Vorlesungen zur Hermeneutik dann das Ich zum Fluchtpunkt aller Bemühungen des Verstehens gemacht, es wurde zugleich zum Objekt des Verstehens und zum Operationszentrum des Verstehensvollzugs (Schleiermacher 1838, S. 10). Die Aufgabe der Hermeneutik sei es, von der Äußerung auf den Gedanken zurückzugehen und diesen zu erschließen. Während die protestantische Theologie eine Lektüre vorgeschlagen hatte, in der das Wissen aus Rhetorik und Semiotik die Interpretation angeleitet hat, wird diese analytische Arbeit nach der subjektivistischen Wende nur noch als Vorbereitung der eigentlichen Deutungsarbeit betrachtet. Der Sinn wird letztlich im Subjekt lokalisiert. Die strukturelle Hermeneutik wird durch eine neue intellektuelle Technologie ersetzt: das Sich-Hineinversetzen in die Position der beobachteten Subjektivität, womit die beobachtende Subjektivität zum wichtigsten Instrument dieses Interpretierens wird.

Damit ist ein Terrain eröffnet, auf dem sich am Anfang des 20. Jahrhunderts die Disziplinen der Geisteswissenschaften methodisch konstituieren und ihr Selbstverständnis begründen konnten. Ein solches Forschungsverständnis, das den Deutenden ins Zentrum der Deutung stellt, findet sich dann im interpretativen Paradigma und der qualitativen Sozialforschung. Die sozialwissenschaftliche Hermeneutik wird in der Folge von Max Weber und Alfred Schütz ebenfalls auf die Verortung des Sinns im Subjekt und damit auf die Individualisierung und Psychologisierung des Deutens setzen (Hitzler 2002; vgl. Wrana 2015).

Die in den Hintergrund geschobene analytische Arbeit an den Figuren und damit den Produktionsbedingungen des Sprechens wird am Übergang zum 20. Jahrhundert im Rahmen einer anderen intellektuellen Technologie wieder aufgegriffen: der strukturalen Erkenntnisweise. Auch diese nimmt Abstand vom epistemischen Modell der Naturwissenschaften, gemäß dem kausale Gesetze und allgemeine Begriffe zu rekonstruieren sind. Die strukturelle Erkenntnistheorie sucht aber auch nicht nach sinnhafter Subjektivität, sondern nach stabilen bzw. sich transformierenden Relationen sowie nach wiederkehrenden generativen Mustern.

Die ersten Ansätze dieser Erkenntnisweise reichen ins 19. Jahrhundert zurück, als in der Mathematik die nichteuklidische Geometrie entdeckt wurde (Ba-

cheland 1988[1934]; Piaget 1973). Es handelt sich um einen bestimmten Typus der Modellierung der untersuchten Gegenstände. Er besteht darin – wie Bourdieu (1974, S. 11) formuliert – „den Gegenstand der Geometrie als reines Relationssystem zu begreifen und sich vom Denken in Substanzen zu befreien, das die geometrischen Figuren als realiter existierende Gebilde zu begreifen suchte“. Die strukturelle Modellierung wurde in Physik und Biologie, in der strukturfunktionalistischen Soziologie und in der Gestaltpsychologie ausgearbeitet. Eine Entdeckung von Christian von Ehrenfels von 1890 im Bereich der Musik kann das Prinzip verdeutlichen: Wenn eine Melodie in der Wahrnehmung wiedererkannt wird, also als identisch mit einer bekannten gilt, dann erfolgt dies nicht aufgrund der Töne an sich, sondern aufgrund der Relationen, die die Töne zueinander eingehen. Transponiert in eine andere Tonart wird die Melodie aufgrund ihrer Struktur dennoch wiedererkannt (vgl. Piaget 1973, S. 54). Die strukturelle Operationsweise ist folglich weder quantitativ noch qualitativ, sondern topologisch; die Gegenstände werden als räumliche Arrangements, als Konstellationen und Figuren analysiert. Insofern betont Deleuze (1992, S. 15), dass die Elemente einer Struktur ihren Sinn weder aus einer äußerlichen Beziehung noch aus einer inneren Bedeutung gewinnen, sondern aus der Stellung, die sie in der Struktur einnehmen.

Es wird deutlich, dass die strukturelle Erkenntnistheorie ebenso wenig eine disziplinäre Entwicklung ist wie die nomologische oder die hermeneutische. Sie entsteht parallel in verschiedenen Disziplinen, wird hier oder da weiter ausgearbeitet, ist mehr oder weniger erfolgreich. Die Erkenntnistheorien bilden das Terrain, auf dem sich Disziplinen etablieren und eigene Gegenstandskonstruktionen ausbilden konnten. Das strukturelle Analysemodell war in den Sprachwissenschaften am Anfang des 20. Jahrhunderts enorm produktiv, weil es der Linguistik ermöglichte, die Sprache als großflächiges Differenzsystem zu beschreiben (Saussure 1967). In der Folge wurde die Linguistik oft als Leitwissenschaft für andere Disziplinen betrachtet. Aber die strukturelle Erkenntnisweise ist weder in der Linguistik entstanden noch ihr exklusives epistemisches Modell. Man kann es auch umgekehrt betrachten: Die strukturelle Erkenntnistheorie ermöglichte zu einem bestimmten Zeitpunkt in der Geschichte der Linguistik als Disziplin eine Gegenstandskonstruktion, die aufgrund ihres Erfolgs wesentlich zur Konstitution der Disziplin beigetragen hat und anhand derer immer noch disziplinäre Grenzen artikuliert werden: die linguistische Pragmatik und alle Varianten einer handlungstheoretischen Linguistik positionieren sich als Gegenmodelle zu einer strukturalen Systemlinguistik.

Dass der Strukturalismus eine Sache der Linguistik sei und dass es darum gehe, ihn von dort auf andere disziplinäre Gegenstände zu übertragen, war durchaus eine handlungsleitende Vorstellung in der Wissenschaftsgeschichte, aber im Rückblick sind die „Übertragungsversuche“ eine Selbstbeschreibung, die dem Gelingen eines epistemischen Zugriffs eher hinderlich waren. Interessant ist in dieser Hinsicht Roland Barthes frühe Arbeit zu einer „Sprache der Mode“ (Barthes 1985), gerade wegen der nicht gelingenden Übertragung der Methodik aus der Linguistik. Ende der 50er-Jahre war dies einer der ersten Versuche, das Modell der Sprachanalyse auf den Diskurs anzuwenden (Barthes 1988, S. 9). Barthes möchte die „weibliche Kleidung, wie sie heute von den Modezeitschriften beschrieben wird“ (Barthes 1985, S. 7) analysieren und postuliert, dass die Mode ein Symbolsystem sei. Da auch die Sprache ein Symbolsystem sei, könne man die Mode ebenso untersuchen wie die Sprache. Mit dieser Übertragungswei-

se kam Barthes aber nicht voran, denn der Code der „abgebildeten Kleidung“ in den Zeitschriften sperrte sich seinen Analysen. Er löste das Problem, indem er seine Untersuchung auf die „geschriebene Mode“ beschränkte, worunter er die Kommentare und Texte in den Modezeitschriften verstand. Barthes untersuchte letztlich nicht die Sprache der Mode selbst, sondern den Diskurs über die Mode, der ihr sprachliche Bedeutung verleiht. Er siedelte die geschriebene Mode zwischen der Sprache und der abgebildeten Mode an – sie sei weder das eine noch das andere. Zwar sei das Vokabular der geschriebenen Mode „ein Sonderbereich auf dem großen Gebiet der französischen bzw. der deutschen Sprache (langue); aber was die Untersuchung im Blick hat, ist nicht die Sprache, sondern einzig die Struktur der Kleidung, auf die sie sich richtet. Nicht ein Teil des Subcodes des Französischen bzw. des Deutschen ist Gegenstand der Analyse, sondern – wenn man so sagen kann – der Supercode, mit dem die Wörter die reale Kleidung überlagern“ (ebd., S. 18). Barthes will nicht auf den Code der Sprache hinaus, sondern auf den Code der Kleidung, aber er bekommt das Problem analytisch nicht in den Griff.

Die Orientierung an der erfolgreichen Linguistik ist für strukturelle Analysen in der Mitte des 20. Jahrhunderts eine vielleicht naheliegende Option, aber keineswegs notwendig. Der Mythologe Georges Dumézil realisierte eine strukturelle Analytik, die ihre Gegenstände ebenfalls in Relationen betrachtete, aber sich in keiner Weise an der Linguistik orientierte. Für Dumézil sind Strukturen keine Differenzsysteme wie für Ferdinand de Saussure, Claude Lévi-Strauss oder den frühen Barthes, sondern operative Schemata und Raster, mit denen soziale Wirklichkeit produziert und konturiert wird. Struktur ist dabei den Erkenntnisweisen als Moment einer sozialen Praxis implizit, sie ist kein Ding, sondern eine Produktionsweise, sie ist der *modus operandi* des Sozialen (Dumézil 1989, S. 49; vgl. Wrana 2001).

5 Die Verortung der Diskursforschung

Der struktural gefasste Gegenstand „Diskurs“ etablierte sich weit abseits der strukturalen Linguistik. Der Linguist Emile Benveniste postulierte 1962, dass der Diskurs – verstanden als eine sprachliche Artikulationsebene, die „größer“ als Sätze ist – mit den klassischen Methoden der strukturalen Linguistik nicht untersucht werden könne. Nach deren Analyseweise konstituieren sich die „Ebenen der Sprache“ (Benveniste 1974, S. 135) von den Lauten über die Wörter bis zu den Sätzen gemäß bestimmten Gesetzen der Substitution und Integration. Während nun die Kombinationsmöglichkeiten von Lauten und Wörtern noch gut beschreibbar sei, gerate die Kombination der Wörter zu Sätzen schon an ihre Grenzen, denn ein Inventar aller Wörter einer Sprache anzulegen, sei nur bedingt möglich. Die Kombinationsmöglichkeiten der Wörter zu Sätzen aber seien unendlich und daher sei die Beschreibung des Diskurses im Sinne eines Systems der Sätze gar nicht möglich. Mit der Analyse des Diskurses werde das Gebiet der Sprache als Zeichensystem gesprengt und man betrete das Gebiet des Zeichengebrauchs, „der Sprache als Kommunikationsmittel, dessen Ausdruck der Diskurs ist“ (Benveniste 1974, S. 148). Der Diskurs gehöre zur Ordnung des Gebrauchs und zu der Situation, in der sich dieser Gebrauch ereignet.

Folgt man der Argumentation Benvenistes, dann eröffnet sich ein neues Forschungsfeld einer Gesprächs-, Text- und Diskurslinguistik. Mit dieser Überschrei-

tung der Grenze der Sprache ist der Diskurs allerdings auch zum Gegenstand der Soziologie, der Philosophie, der Psychologie, der Erziehungswissenschaften usw. geworden. Der Gebrauch der Sprache tangiert die Gegenstandsfelder verschiedener Wissenschaften, wenn auch auf unterschiedliche Weise. Während Texte und Gespräche schon nicht mehr zwingend Gegenstände der Linguistik sind, werden als Diskurs auch weit komplexere Einheiten beschrieben, solche, die quer zu Texten und Gesprächen liegen, eine Art Reservoir oder Repertoire des Sprechens, ein Raum von Deutungsweisen, eine Logik des Denkens, etwas aus dem das, was gesagt, gedacht, getan wird, sich schöpft. Es gibt für dieses Reservoir in der deutschen Sprache durchaus bereits Begriffe wie „Kultur“ oder „Wissen“, beide werden als Ensembles gedacht, die den Subjekten vorausgehen und aus denen sich Denken und Handeln schöpft. Seit Foucaults „Archäologie des Wissens“ (Foucault 1981) wird diese Gegenstandsebene auch als „Diskurs“ theoretisiert und somit analytisch gefasst.

In der Grundlegung und methodologischen Reflexion auf die Diskursanalyse, die Foucault mit der Archäologie des Wissens vorlegt, grenzt sich dieser von der subjektzentrierten Hermeneutik ebenso ab wie vom Strukturalismus Saussurescher Prägung. Die Diskursanalyse soll den Sinn nicht im Inneren des Subjekts suchen, aber auch nicht in einem generativen Prinzip oder einer zentrierenden Strukturierung. Sie solle vielmehr ins „Außen“ vordringen, zu den Ensembles des Gesprochenen und des Sprechbaren, die eigene Ordnungen bilden, welche von einer diskursiven Praxis geprägt werden (Foucault 1981, S. 47). In der Immanenz dieser Ordnungen bilde sich die Gültigkeit dessen, was gesagt wird ebenso wie die Gegenstände, von denen gesprochen werden kann. Jene Produktivität des Diskursiven versucht Foucault mit der Diskursanalyse methodologisch zu fassen. Die hermeneutische Interpretation decke den Sinn einer Äußerung auf, indem sie ihr ihren „eigentlichen Sinn“ hinzufügt. Die diskursanalytische Interpretation hingegen solle den Sinn nicht verdoppeln, sondern nach der Weise fragen, wie die Äußerungen gebildet werden und welche Existenzbedingungen diese möglich machen. Insofern operiert Foucault mit der strukturalen Erkenntnistheorie, da er seinen Gegenstand als relationiertes Ensemble fasst, aber seine Gegenstandskonstitution ist in keiner Weise von der Linguistik abgeleitet.

Gerade von den Vertretern des Ansatzes einer Diskurslinguistik wird betont, dass die Diskursanalyse in der Linguistik keineswegs einen originären Ort habe (Busse/Teubert 1994). Insofern die Linguistik bis weit in die 1980er Jahre an der Untersuchung der Sprache als System orientiert war, hat man Komplexe aus mehreren Sätzen als disziplinäre Gegenstände abgelehnt. Die Diskurslinguistik hatte einen neuen disziplinären Gegenstand überhaupt erst zu etablieren und zu legitimieren. Diese Diagnose gilt auch für den englischen Sprachraum – denn mit der „discourse analysis“ entstand dort in den 1970er Jahren ein neues Gegenstandsfeld, transdisziplinär zwischen Sprache und Gesellschaft. Harvey Sacks etwa, der Begründer der Konversationsanalyse, wird wahlweise als Soziologe und als Linguist gelesen. Wenn man das Forschungsansatz auf diese Weise konstruiert, dann kommt in den Blick, dass schon die „Discourse Analysis“ im englischen Sprachraum von der Konversationsanalyse über die Ethnographie der Kommunikation bis zur Soziolinguistik oder der diskursiven Psychologie reicht (vgl. Del Percio/Zienkowsky 2014; Macgilchrist/Porsché 2014). Sie ist also in ganz verschiedenen Disziplinen zuhause. Gleichzeitig haben diese Zugänge einen gemeinsamen Fokus: das im Sozialen situierte Sprechen.³

6 Schluss

Mit der hier vorgeschlagenen Perspektive relativieren sich disziplinäre Grenzen als Voraussetzungen wissenschaftlicher Tätigkeit. In den Blick treten stattdessen die Analysemodelle, anhand derer sich disziplinäre Grenzen allererst ausbilden und mit denen Ansätze entstehen, Gegenstandsbezüge ausgebildet und diskursive Kämpfe um die „richtige“ oder „angemessene“ Methode geführt werden. Die Entstehung dieser epistemischen Modelle intensiviert und manifestiert sich am Übergang zum 20. Jahrhundert mit der Konstitution der Disziplinen. In der Geschichte der Wissenschaften vom „Menschen“, vom „Geist“, vom „Sozialen“ oder von der „Kultur“ spielt der Widerstreit des subsumptiv-nomologischen, des hermeneutischen und des strukturalen epistemischen Modells eine entscheidende Rolle, da diese Erkenntnistheologien sich in vielen Disziplinen als alternative Zugänge zum Gegenstand gegenüberstanden und um hegemoniale Geltung konkurrierten. Die Diskursforschung lässt sich als gegenstandskonstitutive Perspektive, die ihrerseits zumindest nach dem hermeneutischen und nach dem strukturalen Analysemodell und ihren Weiterentwicklungen und Verknüpfungen konstruiert werden kann, nicht eindeutig disziplinär zuordnen. Sie gehört zu den Dynamiken, mit denen in der Entwicklung der Wissenschaften neue Gegenstandsfelder entstehen, was wiederum zu disziplinären Reterritorialisierungsstrategien führte.

Ein reflexiver Blick auf die wissenschaftlichen Praktiken und die Konstitution von Machtverhältnissen gibt keine definitive Antwort auf die Frage, welche Strategie in Bezug auf die Disziplinarität von analytischen Zugängen wie der Diskursanalyse zu verfolgen sei. Er macht jedoch den Anspruch auf feste, quasi-natürliche Kopplungen von Disziplinen mit bestimmten analytischen Modellen fragwürdig. Ebenso fragwürdig wird der Claim für eine disziplinäre Hierarchie aufgrund von privilegierten Zugängen bestimmter Disziplinen zu interdisziplinär relevanten Gegenständen. Eine analytische „Leitdisziplin“ zu sein, kann – so betrachtet – weder die Linguistik noch die Soziologie für sich reklamieren. Denkbar wird jedoch eine Transdisziplinarität, die nicht mehr „interdisziplinär“ von der selbstverständlich gegebenen Stabilität der Grenzen der eigenen Disziplin ausgeht, sondern gegenstandsbezogene Debatten ermöglicht, die die Bedingtheit von Disziplinarität reflexiv miteinbezieht. Die Differenz der Gegenstandsperspektiven, die im nicht-hierarchischen Kreuzungsfeld disziplinärer und analytischer Einsätze entsteht, wird dabei nicht nur als Kampffeld denkbar, sondern in ihrer gegenstandsbezogenen Produktivität.

Anmerkungen

- 1 Zu betonen ist nochmals, dass diese Positionierungen exemplarisch sind, es finden sich genauso interdisziplinäre Positionierungen von „Soziolog*innen“ und disziplinäre Positionierungen von „Linguist*innen“. Es geht nicht um eine singuläre Auseinandersetzung, sondern um die Machtlinien, an denen diese sich vollzieht und um den Raum der Positionierungen, der sich in diesen diskursiven Praktiken eröffnet.
- 2 Diese Ausführungen zu einer Genealogie der intellektuellen Technologien sind notwendig skizzenhaft und thesenartig. Weitere, ebenso skizzenhafte Aspekte dieser Genealogie finden sich in Wrana 2014; 2015.

- 3 In den letzten Dekaden sind das hermeneutische und das strukturelle Modell erneut in Bewegung geraten. Mit Poststrukturalismus und Posthermeneutik und einer gewissen Konvergenz in praxeologischen Ansätzen haben sie sich intern weiterentwickelt, auf einander zubewegt, vom je anderen Elemente übernommen und sich doch erneut als different repositioniert. Diese Komplexität konnte in diesem Beitrag nicht aufgenommen werden (vgl. aber Wrana 2014).

Literatur

- Angermüller, J./Nonhoff, M./Herschinger, E./Macgilchrist, F./Reisigl, M./Wedl, J./Wrana, D./Ziem, A. (Hrsg.) (2014): *Diskursforschung: Ein interdisziplinäres Handbuch* (Bd. 1). Theorien, Methodologien und Kontroversen. Bielefeld.
- Bachelard, G. (1988) [1934]: *Der neue wissenschaftliche Geist*. Frankfurt a.M.
- Barthes, R. (1985): *Die Sprache der Mode*. Frankfurt a.M.
- Barthes, R. (1988): *Die alte Rhetorik*. In: ders. (Hrsg.): *Das semiologische Abenteuer*. Frankfurt a.M., S. 15–101.
- Benveniste, É. (1974) [1962]: *Die Ebenen der linguistischen Analyse*. In: ders. (Hrsg.): *Probleme der allgemeinen Sprachwissenschaft*. München, S. 135–150.
- Blochmann, E./Nohl, H./Weniger, E. (Hrsg.) (1930): *Das Problem der pädagogischen Autonomie*. Kleine Pädagogische Texte, H. 11. Langensalza.
- Bourdieu, P. (1974): *Strukturalismus und soziologische Wissenschaftstheorie*. In: ders. (Hrsg.): *Zur Soziologie der symbolischen Formen*. Frankfurt a.M., S. 7–42.
- Busse, D. (2015): *Interdisziplinäre Diskursforschung: Aufgabenfelder – Zustand – Perspektiven* (aus der Sicht eines Sprachwissenschaftlers). In: *Zeitschrift für Diskursforschung*, 3. Jg., H. 3, S. 227–257.
- Busse, D./Teubert, W. (1994): *Ist Diskurs ein sprachwissenschaftliches Objekt? Zur Methodenfrage der historischen Semantik*. In: Busse, D./Hermanns, F./Teubert, W. (Hrsg.): *Begriffsgeschichte und Diskursgeschichte*. Opladen, S. 10–28.
- Busse, D./Teubert, W. (2013): *Linguistische Diskursanalyse: neue Perspektiven*. Wiesbaden.
- Deleuze, G. (1992): *Woran erkennt man den Strukturalismus?* Berlin.
- Del Percio, A./Zienkowsky, J. (2014): *Von der Mikrophysik des Diskurses. Linguistische Pragmatik, Konversationsanalyse, Ethnographie der Kommunikation, Critical Discourse Analysis*. In: Angermüller, J./Nonhoff, M./Herschinger, E./Macgilchrist, F./Reisigl, M./Wedl, J./Wrana, D./Ziem, A. (Hrsg.): *Diskursforschung: Ein interdisziplinäres Handbuch* (Bd. 1). Bielefeld, S. 564–582.
- Diaz-Bone, R. (2010) [2002]: *Kulturwelt, Diskurs und Lebensstil. Eine diskurstheoretische Erweiterung der bourdieuschen Distinktionstheorie*. 2. Aufl. Wiesbaden.
- Diaz-Bone, R. (2011): *Sozio-Episteme und Sozio-Kognition. Epistemologische Zugänge zum Verhältnis von Diskurs und Wissen*. In: Keller, R./Schneider, W./Viehöver, W. (Hrsg.): *Diskurs Macht Subjekt*. Wiesbaden, S. 79–96.
- Dilthey, W. (1990) [1894]: *Ideen über eine beschreibende und zergliedernde Psychologie*. In: ders. (Hrsg.): *Gesammelte Schriften* (Bd. 5). 8. Aufl. Göttingen, S. 139–240. <https://doi.org/10.13109/9783666303067.139>
- Droysen, J. G. (1868): *Grundriss der Historik*. Leipzig.
- Dumézil, G. (1989): *Mythos und Epos. Die Ideologie der drei Funktionen in den Epen der indoeuropäischen Völker*. Frankfurt a.M.
- Fegter, S./Kessl, F./Langer, A./Ott, M./Rothe, D./Wrana, D. (Hrsg.) (2015): *Erziehungswissenschaftliche Diskursforschung. Empirische Analysen zu Bildungs- und Erziehungsverhältnissen*. Wiesbaden.
- Flacius, M. (1976) [1567]: *Anweisungen, wie man die Heilige Schrift lesen soll, die wir nach unserem Urteil gesammelt oder ausgedacht haben*. In: Gadamer, H.-G./Böhm, G. (Hrsg.): *Seminar: Philosophische Hermeneutik*. Frankfurt a.M., S. 43–52.

- Forneck, H. J./Wrana, D. (2005): Ein parzelliertes Feld. Eine Einführung in die Weiterbildung. Bielefeld.
- Foucault, M. (1981) [1969]: Archäologie des Wissens. Frankfurt a.M.
- Foucault, M. (2012) [1970/71]: Über den Willen zum Wissen. Vorlesungen am Collège de France 1970–1971. Berlin.
- Gadamer, H.-G. (1993) [1986]: Hermeneutik (Bd. 2). Wahrheit und Methode. Ergänzungen. Tübingen.
- Grimm, J. (1871): Über den Werth der ungenauen Wissenschaften. In: ders. (Hrsg.): Auswahl aus den kleineren Schriften. Berlin, S. 340–344.
- Grondin, J. (2012): Einführung in die Hermeneutik. Darmstadt.
- Herbart, J. F. (1885) [1806]: Allgemeine Pädagogik, aus dem Zweck der Erziehung abgeleitet. Leipzig.
- Herder, J.G.v (1994) [1778]: Vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele. Bemerkungen und Träume. In: ders. (Hrsg.): Sämtliche Werke (Bd. 8). Hildesheim, S. 165–333.
- Hitzler, R. (2002): Sinnrekonstruktion. Zum Stand der Diskussion (in) der deutschsprachigen interpretativen Soziologie. In: Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research, 3 (2).
<http://www.qualitative-research.org/fqs-texte/2-02/2-02hitzler-d.htm>.
- Keller, R. (2013) [2001]: Diskursforschung. Eine Einführung für SozialwissenschaftlerInnen. 4. Aufl. Wiesbaden.
- Keller, R./Hirsland, A./Schneider, W./Viehöver, W. (Hrsg.) (2010): Handbuch sozialwissenschaftliche Diskursanalyse (Bd. 2). 4. Aufl. Wiesbaden.
- Kittler, F. A. (2003): Aufschreibesysteme 1800, 1900. München.
- Macgilchrist, F./Porsché, Y. (2014): Diskursforschung in der Psychologie. In: Angermüller, J./Nonhoff, M./Herschinger, E./Macgilchrist, F./Reisigl, M./Wedl, J./Wrana, D./Ziem, A. (Hg.): Diskursforschung: Ein interdisziplinäres Handbuch (Bd. 1). Bielefeld, S. 239–260.
- Mill, J.S. (1873): Von der Logik der moralischen Wissenschaften. In: ders. (Hrsg.): System der deduktiven und induktiven Logik. Leipzig, S. 230–394.
- Niehr, T. (2014): Einführung in die linguistische Diskursanalyse. Darmstadt.
- Piaget, J. (1973): Der Strukturalismus. Olten.
- Ramstedt, O. (1988): Wertfreiheit und die Konstitution der Soziologie in Deutschland. In: Zeitschrift für Soziologie, 17. Jg., H. 4, S. 264–271.
<https://doi.org/10.1515/zfsoz-1988-0403>
- Ricken, N. (2011): Erkenntnispolitik und die Konstruktion pädagogischer Wirklichkeiten. Eine Einführung. In: Reichenbach, R./Ricken, N./Koller, H.-C. (Hrsg.): Erkenntnispolitik und die Konstruktion pädagogischer Wirklichkeiten. Paderborn, S. 9–24.
- Rickert, H. (1899): Kulturwissenschaft und Naturwissenschaft. Freiburg.
- Rüegg, W. (Hrsg.) (2004): Geschichte der Universität in Europa (Bd. 3). Vom 19. Jahrhundert zum Zweiten Weltkrieg (1800–1945). München.
- Saussure, F. de (1967) [1916]: Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft. Berlin.
- Schleiermacher, F. (1838): Hermeneutik und Kritik. Aus Schleiermachers handschriftlichem Nachlasse und nachgeschriebenen Vorlesungen herausgegeben von Dr. Friedrich Lücke. Berlin.
- Seitter, W. (1985): Erkenntnispolitik. In: Eßbach, W./Dane, G./Karpenstein-Eßbach, C./Makropoulos, M. (Hrsg.): Anschlüsse. Versuche nach Michel Foucault. Tübingen, S. 115–121.
- Spitzmüller, J./Warnke, I. (2011): Diskurslinguistik. Eine Einführung in Theorien und Methoden der transtextuellen Sprachanalyse. Berlin.
- Stichweh, R. (1984): Zur Entstehung des modernen Systems wissenschaftlicher Disziplinen. Physik in Deutschland. Frankfurt a.M.
- Vernant, J.-P. (1982): Die Entstehung des griechischen Denkens. 1. Aufl. Frankfurt a.M.
- Warnke, I./Spitzmüller, J. (Hrsg.) (2008): Methoden der Diskurslinguistik. Berlin.
- Wrana, D. (2001): Subjektkonstitutionen, Machtverhältnisse, Ästhetiken. Eine Diskursanalyse von Platons Politeia im Anschluss an Georges Dumézil. In: Angermüller, J./Bunzmann, K./Nonhoff, M. (Hg.): Diskursanalyse. Hamburg, S. 85–98.

- Wrana, D. (2014): Diskursanalyse jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik. In: Angermüller, J./Nonhoff, M./Herschinger, E./Macgilchrist, F./Reisigl, M./Wedl, J./Wrana, D./Ziem, A. (Hrsg.): Diskursforschung: Ein interdisziplinäres Handbuch (Bd. 1). Bielefeld, S. 511–536. <https://doi.org/10.14361/transcript.9783839427224.511>
- Wrana, D. (2015): Zur Lokation von Sinn. Das Subjekt als Bedingung und Gegenstand von Diskursanalyse und qualitativer Forschung (Sonderband „Diskurs-Interpretation-Hermeneutik“). In: Beiheft zur Zeitschrift für Diskursforschung, Bd. 1, S. 15–43.
- Wrana, D./Ziem, A./Reisigl, M./Nonhoff, M./Angermüller, J. (2014): DiskursNetz – Wörterbuch der interdisziplinären Diskursforschung. Berlin.